

Ein Gang durch das Blindenheim Bern und seine Werkstätten

Autor(en): **M.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 12

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637308>

Nutzungsbedingungen

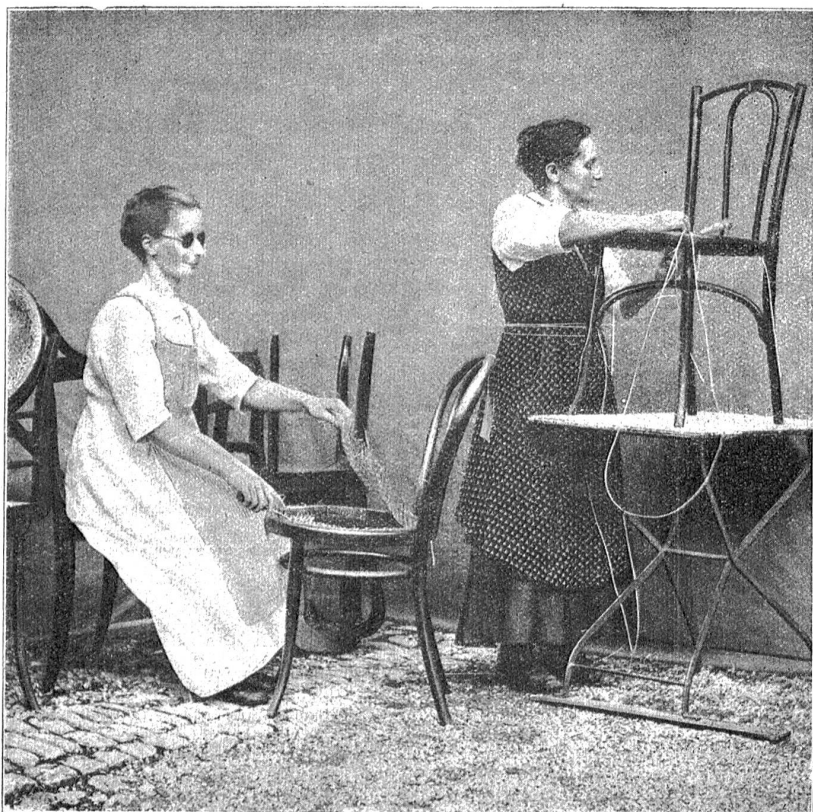
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Vom Blindenheim Bern. — Frauen beim Sesselflechten.

in der Poliklinik so viel Fragen zu beantworten hätte, wie der Tierarzt, käme die ganze Behandlung nicht vom Fleck.

Die Ärzte geben sich redlich Mühe, die Tierlein und ihre Besitzerinnen zu retten. Ich sah eine ältere Dame, nervös, mit rotgeweinten Augen, händeringend und Gebete murmelnd im Korridor der chirurgischen Klinik auf und ab gehen. Ihr „Gloderl“ wurde eben einer Stein-Operation unterzogen. Der Oberarzt leitete selbst die Operation und als man der Dame mitteilte, die Operation sei voraussichtlich gelungen, fiel sie in Ohnmacht und mußte nun selbst in tierärztliche Behandlung genommen werden.

W. D.

Ein Gang durch das Blindenheim Bern und seine Werkstätten.

Daß wir in der Stadt Bern ein Blindenheim haben, das wissen wohl die meisten. Wo es aber ist, wie es dort aussieht und was dort geschafft und geleistet wird, das ist gewiß vielen gar nicht bekannt. Es kann dies auch gar nicht so sehr verwundern; denn unser Blindenheim an der Neufeldstraße, wo die Erwachsenen, erwerbsfähigen Blinden des Kantons Bern Wohnung und Arbeit finden, ist ein gar bescheidenes Haus. Wenn nicht die große Tafel, die auf die Blindenwerkstätten aufmerksam macht, den Vorübergehenden sagte, daß in diesem alten, baufälligen Gebäude mit seinen angebauten, häßlichen Schuppen das Heim unserer Blinden sei, würde es niemand hier vermuten.

Die Berner Blinden sind nicht verwöhnt. Sie wohnen in sehr bescheidenen Verhältnissen. Ihre Schlafzimmer sind eng und ungesund. Der Eßsaal ist der einzige Aufenthaltsraum im Hause. Bade- und Wascheinrichtungen sind sehr primitiv und ungenügend. Zum Wäschetrocknen ist im Winter überhaupt keine Gelegenheit. Es muß die nasse Wäsche ins Schulhaus hinüber getragen werden, wo der Estrichboden benutzt werden darf. Da sich auch die Blinden-

werkstätten im gleichen Gebäude befinden, so wird, weil es eben überall an Platz fehlt, jedes Eckchen, das nicht absolut von der Haushaltung in Anspruch genommen werden muß, vom Geschäft mit Beschlag belegt. Estrich und Keller sind mit fertigen Waren und Rohmaterialien angefüllt. Fast das ganze Erdgeschoß wird von den Blindenwerkstätten eingenommen, Bureau und Laden befinden sich ebenfalls im gleichen Hause. Alles ist eng zusammen gepfercht. Sollte einmal Feuer ausbrechen, so wären die Blinden in diesem mit leicht brennbaren Waren vollgestopften Hause in größter Lebensgefahr. Es sind fast unerträgliche Verhältnisse, in denen die Berner Blinden arbeiten und wohnen müssen.

Trotz allem geht einem das Herz auf vor Bewunderung und Freude, wenn man einen Gang durch die Arbeitsräume der Blinden unternimmt und sieht, daß auch diese, durch ihr schweres Schicksal gehemmten Menschen alles einsetzen, um ein nutzbringendes Dasein zu führen. Arbeit bringt ihnen Licht und Trost.

In der Korberwerkstatt sitzen ein älterer und ein junger Blinder. Der junge ist eben dran, wie er scherzweise bemerkt, einen Neubau zu profilieren. Es ist zwar leider nicht für den Neubau eines Blindenheimes. Doch ragen die eingestekten Weiden auf dem vieredigen Boden des Reiseforbess auf. Mit geschickten Händen flücht der Blinde die Seitenwände des werdenden Korbes. Der ältere

Blinde sagt uns: „Zu mir bringt man alles schlechte und wüste und schön und ganz kommt es wieder aus meinen Händen. Ich bin der Korbschneider.“

Aus der Werkstatt nebenan tönt ein betäubender Lärm. Die Bürstenschneidemaschine ist im Gang. Mit sicherer Hand führt ein Blinder grobe Reisbürsten, die von seinen Kameraden eingezogen worden sind, über die scharfen Messer der Maschine, die das Reis schön gleichmäßig zurecht schneidet. Der Blinde ist in dieser Arbeit so gewandt, daß ihm noch gar nie ein Unglück zugefallen ist. In einer Ecke des gleichen Raumes nagelt einer die Rückenbölzer auf die Bürsten auf und bringt Aufhänger an. Wieder ein anderer reißt mit Glaspapier die rauen Bürstenbölzer schön glatt. In der Frauenwerkstatt steht eine ganze lange Reihe von Stühlen, die neue Rohsitze bekommen sollen. Mit flinken Händen sind mehrere Blinde daran, die feinen Rohrgeflechte einzuziehen. Andere verfertigen buschige Rohhaarwischer. Eine der blinden Frauen ist beim Flaumermachen. Sie kämmt die zugeschnittenen, dicken Baumwollfaden aus und legt sie sorgfältig und genau über das Querholz des Flaumerstieles. Es entsteht so vor unseren Augen diese große, buschige Quaste, die dazu dienen soll, Staub zu wischen. Zwei der blinden Frauen machen feine Haar- und Kleiderbürsten. Dicht zusammengedrängt und ganz winzig klein sind die Löcherlein der dazu verwendeten Hölzer. In jedes derselben muß der Draht gesteckt, das Borstenbüschel eingezogen werden. Keines darf vergessen bleiben. Je mehr dieser Löcher ausgefüllt werden, desto größer ist der Verdienst für den Blinden.

In der Pecherei sitzen drei Arbeiter und Arbeiterinnen um einen mit Blech beschlagenen Tisch. In dessen Mitte ist die mit flüssigem Pech gefüllte Pfanne, welche von unten her elektrisch erwärmt wird und deren Dämpfe nach oben durch einen Rauchfang abgezogen werden. Die Arbeiter tauchen Borstenbüschel ins schwarze Pech und steden sie schnell, ehe das Pech erkaltet und hart geworden ist, in die Löcher der Bürstenbölzer.

Wieder in einem anderen Raume sind nur Männer an der Arbeit. Sie verfertigen grobe Bürstenwaren: Reisbürsten, Straßenwischer, Pfannenriebel und dergleichen, machen ganz merkwürdig geformte Bürsten, die in industriellen Betrieben verwendet werden und ziehen sogar Drahtbürsten ein. Es wird kaum ein Wort gewechselt, nur das Zuklappen der Banktschere unterbricht die Stille. Im gleichen Raume ist ein kleines Eckchen als Packeraum eingerichtet. Auf einem großen Tische liegen Papiere und Schnurrollen. Hier wird die fertige Ware verpackt.

Wieder ein paar Schritte weiter und wir sind im Laden. Klein und düster ist der Raum, vollgepfropft mit Bürsten und Korbwaren verschiedenster Form und Art. Dichte Büschel von Waren hängen von der Zimmerdecke herunter, die Regale an den Wänden sind vollgestopft. Der kleine Verschlag neben dem Laden ist ebenfalls voll fertiger Ware, ja sogar im kleinen Hausflur, der zum Bureau des Geschäftes führt, sind Körbe, Matten und Besen hoch aufgestapelt.

Von fleißiger Arbeit zeugt jedes Eckchen im Hause. Voller Bewunderung verläßt man dieses Heim, die Arbeitsstätte der Blinden, voller Bewunderung über die Leistungsfähigkeit all dieser Menschen, denen das Schicksal so schwere Fesseln angelegt hat. Es ist aber sicherlich einem jeden die Ueberzeugung gekommen, daß es unbedingt nötig ist, unseren Blinden in Bern eine bessere Wohnstätte, zweckmäßigere Arbeitsräume zu erstellen. Möchten doch alle, die mit lebenden Augen ihre Arbeit fürs tägliche Brot verrichten dürfen, mit dazu beitragen, daß unseren Blinden in Bern recht bald ein neues Heim gebaut werden kann.

M. S.

Die Mutter.

Aus dem Polnischen von R. B.

(Schluß.)

Und die Tage vergingen und der Bräutigam ihrer Tochter kam nicht. Hingegen brachte die Post am Nachmittag einen Brief auf Stefas Namen. Eine schlimme Ahnung überkam sie und sie erzitterte. Der Brief war in Wien auf die Post gegeben.

Der Schnee fiel in großen Flocken und trotz der frühen Stunde war es im Zimmer schon dunkel. Die kalte, bläulich stählerne Dämmerung eines Wintertages erfüllte das Zimmer; sie hüllte das bescheidene altmodische Möbel ein, sie kroch auf den weißgetünchten Wänden entlang und blieb an den weißen Gardinen hängen. Die Witwe erzitterte vor Kälte und Aufregung.

Endlich setzte sie sich in einen hohen Sessel in der Nähe des Fensters, wo es vom Widerschein des Schnees etwas heller war, und faßte den Brief mit ihren zitternden, abgemagerten Händen. Ihr Herz schlug heftig und sie atmete schwer.

Sie hatte nicht den Mut, den Brief zu öffnen, obwohl sie sich bewußt war, daß sie ihn zuerst lesen mußte, bevor sie denselben der Tochter gab.

„Was konnte er ihr wohl schreiben?“ flüsterte sie, indem sie die mit sichtbarer Hast geschriebene Adresse aufmerksam betrachtete. Der Poststempel aus Wien beunruhigte sie sehr.

Also ist Karol nach Wien gefahren, ohne sie vorher zu benachrichtigen! Und wann? Und warum ist es denn so plötzlich abgereist? Und was schreibt er?



Vom Blindenheim Bern. — Beim Korbflechten und Bürstenbinden.

Alle diese Fragen, die ihr dieser Brief im eleganten, nachlässig adressierten Umschlag beantworten sollte, beängstigten sie.

Sie hätte gern einen Schluck Wasser genommen, aber sie hatte keine Kraft, sich zu erheben. Ihre Knie versagten den Dienst.

„Ich will ihn lesen“, flüsterte sie, „Gottes Wille geschehe...!“

Und sie nahm langsam eine Nadel aus ihrem ergauendem Haare; steckte das stumpfe Ende in den Winkel des Umschlages und zerriß denselben.

Der Brief war kurz und enthielt nur einige Zeilen. Sie hielt ihn in ihren ausgestreckten, zitternden Händen, damit das Licht aus dem Fenster auf ihn fiel und fing an zu lesen: „Fräulein Stefania“, schrieb der Bräutigam ihrer Tochter, „ich will ehrlich sein, wozu uns gegenseitig betrügen? Es schmerzt mich, das sagen zu müssen — aber wir sind nicht geschaffen für einander. Ich war eine Zeitlang sehr glücklich mit Ihnen und ich bin Ihnen dafür von ganzem Herzen dankbar. Aber wir sind nicht geschaffen für einander. Sie sind gut und sanft, zu gut für mich. Aber ich — ich bin aus Feuer und Schwefel. Ein Lebensdurst, ungeheuer und voll Leidenschaft lodert in mir. Zu Ihren Füßen konnte ich ihn nicht befriedigen. Ich kann mich nicht binden. Wir wären auch nicht glücklich mit einander. Verdammten Sie mich nicht. Ich habe eine andere Flamme gefunden und ich stürze mich mit geschlossenen Augen hinein. Ich setze mein ganzes Leben aufs Spiel für einen Augenblick. Obwohl ich mir bewußt bin, daß ich Ihnen ein großes Leid zufüge — fühle ich doch, daß ich das Recht habe, so zu handeln — denn mein Leben gehört mir. Ich habe das volle Recht dazu — das Leben selbst gibt mir das Recht!“

Die arme Mutter ließ den Brief mit einem stillen Seufzer in den Schoß sinken. Tränen verdunkelten ihren Blick.

Er hat das Recht, so zu handeln! Und warum hat sie das Gefühl, daß seine Handlungsweise einfach niederträchtig und ungeheuerlich sei. Also hatte er das Recht,